

„Heimblich fromm werden und einen sehr großen Lohn bey Gott verdienen“, betitelt Hans Jürgen Brandt seinen Beitrag über die Militärseelsorge in Preußen zwischen Parität und Patriotismus, wie es im Untertitel lautet. Mit diesem Zitat aus dem katholischen Soldatengebetbuch des Kapuzinerpaters Martin von Cochem aus dem Jahre 1698, das zuletzt 1965 für die Deutsche Bundeswehr neu aufgelegt wurde, verweist er auf die lange Tradition der Militärseelsorge, deren Anfänge und Grundlagen bereits im römischen Heer und bei Augustinus auszumachen sind. Mit der bis in die Gegenwart genutzten Soldatenschrift Luthers von 1526 „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können“ wird im konfessionell gespaltenen Deutschland eine gemeinsame Tradition der Militärseelsorge festgestellt, die als Vorreiter der Ökumene bezeichnet werden kann. Brandt macht auf wichtige innerkirchliche Impulse aus der Militärseelsorge aufmerksam und regt zu weiterer Forschung auf diesem lokal kaum bearbeiteten Feld an. Beginnend mit dem Allgemeinen Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794, das die rechtliche Gleichstellung von Lutheranern, Reformierten und Katholiken formulierte, beschränken sich die Ausführungen daher nicht nur auf die Husaren in Paderborn und Neuhaus. Vielmehr wird die Bedeutung der Militärseelsorge für die Emanzipation der Katholiken im mehrheitlich protestantischen Preußen einerseits und andererseits ihre Rolle für die Integration evangelisch-preussischer Minderheiten im katholischen Paderborn untersucht. Die Betrachtung folgt der Entwicklung über den I. Weltkrieg, der den bis dahin geltenden Rahmen der Militärseelsorge sprengte, hinaus bis in den „Lebenskundlichen Unterricht“ des heutigen militärischen Alltags in der Deutschen Bundeswehr, in der die konfessionelle Parität eine Selbstverständlichkeit geworden ist.

Auf wenigen Seiten und mit einer Fülle an Details gelingt es dem Autor in ein spannendes, bislang zu wenig beachtetes Thema einzuführen. Mit seinem ausdrücklich auf Vergangenheit und Gegenwart bezogenen Fazit: „Die Militärseelsorge steht wie kein anderes kirchliches Aufgabengebiet in der Herausforderung durch Staat und Gesellschaft“, offenbart sich dem Leser ein Katalog grundsätzlicher Fragen, der sich hinter diesem Thema verbirgt. So kann man sich der Hoffnung des Autors auf eine bislang noch nicht geschriebene „Geschichte der abendländischen Militärseelsorge“ nur anschließen.

Matthias Rickling

*Ingolf Hübner/Jochen-Christoph Kaiser (Hgg.), Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart [u. a.] 1999, 251 S.*

1998 veranstaltete das Diakonische Werk der EKD an einem historisch-symbolischen Ort, nämlich in der Diakonischen Akademie in Berlin-Pankow auf dem Gelände der ehemaligen SED-Parteihochschule, eine historische Fachtagung zum Thema „Diakonie im geteilten Deutschland“. Die Vorträge

der Tagung liegen nunmehr, zusammen mit etlichen Anmerkungen aus den Diskussionen, in Buchform vor. Der Untertitel des Buches „Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands“ gibt die „Komposition“ vor: Die einführenden fünf „Überblicke“ von Heinz-Georg Binder, Arnold Sywottek, Wilfried Rudloff, Jochen-Christoph Kaiser und Ingolf Hübner skizzieren – sinnvoller Weise an erster Stelle – die Rahmenbedingungen, und das heißt, in vielem die Abhängigkeiten, unter denen und gegen die sich diakonisches Handeln in der DDR zu behaupten suchte. Heinz-Georg Binders knapper und konziser Abriss über „Etappen der Deutschlandpolitik mit Blick auf die Diakonie“ führt vor Augen, dass die barmherzige Hilfe der Diakonie in die weltpolitische Konstellation der Antagonismen der Machtblöcke eingebunden war. Austausch, Hilfe und (finanzielle) Partnerschaft schufen Spielräume und wurden zu einem „Instrument der Deutschlandpolitik“. Der inzwischen verstorbene Hamburger Ordinarius Arnold Sywottek wirft einen vergleichenden Blick auf „Sozialstaatlichkeit in Deutschland seit 1945“. Auch die DDR, so seine These, sei als Sozialstaat anzusehen, an die spezifisch deutschen Sozialstaatstraditionen wurde in vielem auch im „real existierenden Sozialismus“ auf deutschem Boden angeknüpft. „Die Tradition der deutschen Wohlfahrtspflege“ ruft Wilfried Rudloff in Erinnerung und bezieht diese auf den Weg der DDR am Beispiel der wichtigen Handlungsfelder Sozialfürsorge, Jugendhilfe und Soziale Betreuung. Der Autor macht eine „Deprofessionalisierung der Sozialarbeit in der DDR“ aus und resümiert: „Während die Bedeutung der Sozialfürsorge [...] drastisch gesunken und auch der Tätigkeitsradius der Jugendhilfe geschrumpft war, sahen sich die Aufgabenträger der sozialen Betreuung [...] einem deutlichen Beanspruchungszuwachs ausgesetzt.“ (S. 55) Im Bewusstsein der damit verbundenen Brisanz untersucht Jochen-Christoph Kaiser „Diakonie in der Diktatur“, also die Geschichte der Inneren Mission im Nationalsozialismus und in der DDR in einem komparativen Zugriff. „Beide Diktaturen“, so sein Fazit, „unterschieden sich grundsätzlich voneinander – das sei noch einmal betont. Aber sie schufen politische Rahmenbedingungen für Kirche und Diakonie, die in vielem vergleichbar waren.“ (S. 73) Kaiser strukturiert seine Vergleichsperspektive vor allem um die Parameter Menschenbild, Pragmatismus und Verkirchlichung. Die – entscheidende – Frage, „ob Diakonie in der DDR immer sie selbst geblieben ist, sich ihres kirchlichen Auftrags bewußt blieb, oder ob sie auf bestimmten Feldern den Anforderungen der Staatsideologie zu sehr entgegenkam“ (S. 74), ist für den Autor „noch nicht“ zu beantworten.

Hiermit ist der Grundtenor angestimmt, der zu den großen Vorzügen dieses Buches gehört und nahezu alle Beiträge prägt: Im Gegensatz zu anderen überaus meinungsfreudigen, selbstgewissen und oft polemischen Veröffentlichungen zu Kirche und Diakonie in der DDR ist den Autorinnen und Autoren – auch in den Fallbeispielen – bewußt, dass die zeitliche und sachliche Distanz nach knapp einem Jahrzehnt deutscher Einheit in vielem noch zu gering ist, um eine stimmige historische Urteilsbildung schon vorzulegen. Einen guten Ausgangspunkt hierfür werden die in vielem weiterführenden Ausführungen

von Ingolf Hübner über „Diakonie zwischen Selbständigkeit und Kooperation“ bilden. Hübner periodisiert den Weg der Diakonie in der DDR in die Phasen „Konfrontation“, „Funktionalisierung und beginnende Kooperation“ und schließlich „pragmatische Akzeptanz“. In seinem sehr kenntnisreichen, teils detaillierten, immer wieder aber auch klug zugespitzten Aufsatz kommt er zu Einschätzungen, die weitere Diskussionen und Studien befruchten werden, etwa wenn er resümiert: „Obwohl es durch staatlichen Druck zu einer engeren Verbindung diakonischer und missionarischer Aufgabenfelder gekommen war, beförderte die restriktive Beschränkung missionarischer Aktivitäten auf möglichst innerkirchliche Räume ein Ungleichgewicht zugunsten des sozialkaritativen Engagements.“ (S. 87)

Die neun Einzelbeiträge zu Personen und Praxisfeldern von Hilfswerk, Innerer Mission und Diakonie in der SBZ und in der DDR können hier nicht im einzelnen vorgestellt werden. Die Spannweite der – durchweg auf hohem Niveau gearbeiteten – Themen sei aber wenigstens durch Aufzählung verdeutlicht. Sigurd Rink informiert über „Propst Grüber und das Evangelische Hilfswerk in der SBZ/DDR“. Christian Dietrich beleuchtet „Die Entstehung des Werkes ‚Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR‘ und des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR“. Wolfgang Höser stellt „Die Finanzierung des diakonischen Auftrages in der DDR. Skizziert am Diakonischen Werk in Thüringen“ vor. Friedhelm Jostmeier berichtet über „Ausbildung in der Diakonie in der DDR“, Werner Braune über „Ideentransfer“ und Renate Zitt über „Diakonie und Mission“. Ute Gause reflektiert den wichtigen Bereich der Funktionen und Verfahrensweisen von Zensur und veranschaulicht ihr Thema am konkreten Beispiel des Diakoniebuches von Paul Toaspersn aus dem Jahr 1969. Uwe Kaminsky schildert „Die Entstehung von ‚Brot für die Welt‘ in der DDR“ im Spannungsfeld weltpolitischer und kirchlicher Trends, und Kurt Ahlhelm schließlich stellt die (wenigen) Diakoniesendungen vor, die im Fernsehen der DDR gezeigt werden konnten.

Den (sinnvollen) Abschluss des informativen Buches bilden zwei wiederum eher grundsätzliche „Reflexionen“, nämlich Ernst Petzolds Erinnerungen an und Überlegungen zur „Theologie der Diakonie in der DDR“ und Kurt Nowaks weit ausholender Essay „Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte“, mit dem Fazit: „Die Diakonie ist, ich wage diese These, die geborene Partnerin der Kirchlichen Zeitgeschichte.“

Die Qualität der einzelnen Beiträge ist, wie bei Sammelbänden nicht anders zu erwarten, durchaus unterschiedlich. Insgesamt aber überwiegt ein positiver Eindruck. Der Dialog zwischen den Experten in eigener Sache und den distanzierteren analytisch-historisch argumentierenden Experten „von außen“ kommt nicht nur in den jeweiligen Beiträgen zum Ausdruck, sondern auch dadurch, dass sich die Herausgeber dankenswerterweise die Mühe gemacht haben, die auf die Vorträge folgenden Diskussionsbeiträge mit zu dokumentieren. Diese diskursiven Erträge von Tagungen, die oft die spezifische Qualität ausmachen, gehen ja in aller Regel beim Druck von Tagungsbänden unter. Die

Erforschung diakonischen Hilfehandelns unter den Bedingungen des gescheiterten staatssozialistischen Experiments auf deutschem Boden steht in vielem noch am Anfang und bedarf weiterer Anstrengungen. Hübner und Kaiser setzen die Maßstäbe hierfür allerdings hoch. Das Hauptverdienst des Buches besteht darin, ein schwieriges, belastetes und brisantes Thema in vielfältigen Facetten sachlich, ausgewogen und sensibel aufgearbeitet zu haben. Dieser wissenschaftliche Ertrag ist natürlich ein Wert an sich. Aber auch wenn die Diakonie im demokratisch wiedervereinigten Deutschland sich nicht wie in der DDR politischer Einflussnahme, finanzieller Erpressung und Druck von oben ausgesetzt sieht, sind verantwortlich handelnde Diakoniker mit Sicherheit gut beraten, durch die Auswertung von Diktaturerfahrungen aufmerksam zu werden auf Gefährdungen diakonischer Arbeit, wie sie sich aus aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen und politischen Gestaltungen ergeben. Der dem christlichen Menschenbild widersprechende Traum vom perfekten Menschen zum Beispiel ist nicht nur eine Chimäre des „wissenschaftlichen“ Sozialismus.

Reinhard van Spankeren

*Klemens-August Recker, „Wem wollt ihr glauben?“ – Bischof Berning im Dritten Reich, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1998, 528 S., geb.*

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt, ein möglichst objektives Bild einer umstrittenen Persönlichkeit zu zeichnen. Wilhelm Berning, seit 1914 Oberhirte des Bistums Osnabrück, galt in den Jahren des Nationalsozialismus in der Bevölkerung als „Nazi-Bischof“ und als ein negatives Gegenbild zum münsterschen Bischof Clemens August von Galen. Die umfangreiche Untersuchung kommt zu einer differenzierteren Beurteilung.

Ausgangspunkt der Darstellung ist die Haltung Bernings zur Weimarer Republik. Der Bischof hatte die Novemberrevolution des Jahres 1918 als ein Ereignis abgelehnt, das nach seinen Worten „den Menschen den Boden unter den Füßen weggezogen“ hatte. Er lehnte den modernen liberalen Staat ab und wahrte, wie der Verfasser nachweist, „eine deutliche Distanz [...] zu den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen von Weimar“. Bei den Wahlen zum Reichstag und zum preußischen Landtag unterstützte er das Zentrum als die politische Vertretung der Katholiken und verteidigte diese Haltung gegenüber „Rechtskatholiken“, die das Zusammengehen von Zentrum und SPD zunehmend kritisierten.

Nach dem 30. Januar 1933 nahm Berning zunächst eine verhalten-kritische Haltung zum Nationalsozialismus ein. Das änderte sich, als ihn Hitler am 26. April 1933 zu einem Gespräch in der Reichskanzlei empfing. Der Bischof gewann die Überzeugung, daß der Reichskanzler die Bedeutung des Christentums für den Staat anerkannte und in seiner Person garantierte. Seitdem forderte er in öffentlichen Reden ein Bekenntnis der Katholiken zum neuen Staat. Diese Haltung wurde staatlicherseits honoriert: Göring als preußischer Mini-